

Ilana Shmueli/Thomas Sparr (Hg.), Paul Celan/Ilana Shmueli: Briefwechsel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2004. 241 Seiten.

Fünf Jahre war Ilana alt, als sie zum ersten Mal dem neunjährigen *Paul Antschel* im Garten einer Freundin in Czernowitz begegnete. Sie spielten zusammen Tischtennis und wurden von den anderen Kindern wegen ihrer Ungeschicklichkeit verlacht. Eine Freundschaft, die in Czernowitz, jenem „Bollwerk der westlichen Kultur“, vor der Katastrophe begann, entwickelte sich zu einer einmaligen Beziehung, die von gemeinsamen Erinnerungen an eine verlorene Welt, von Sehnsucht, Einsamkeit und zuletzt auch Liebe, gekennzeichnet war. Als sie sich 1965 in Paris wieder trafen, war Ilana Sozialarbeiterin in Jerusalem, mit dem Musikwissenschaftler Herzl Shmueli verheiratet und Mutter einer Tochter. Paul Antschel war einer der bedeutendsten deutschsprachigen Dichter geworden, bekannt unter dem Namen *Paul Celan*.

Nachdem 2002 der Briefwechsel zwischen Celan und seiner Frau Gisèle Celan-Lestrange veröffentlicht wurde, ist jetzt die Korrespondenz zwischen Celan und Shmueli zugänglich. Ich wage zu behaupten, es ist eines der ergreifendsten und wichtigsten Bücher dieses Jahres. Ergreifend, denn es zeigt die Geschichte zweier Menschen, die durch Verfolgung und Demütigung tief verletzt sind, diese unheilbaren Narben immer mit sich tragen, aber immer hoffend auf die Gnade der Liebe und Seelenverwandtschaft. Wichtig, weil es einen zusätzlichen Einblick in Celans letzte Monate ermöglicht. Mit Ausnahme von drei früheren Briefen sind alle Briefe (insgesamt 127) zwischen Anfang Oktober 1969 und 12. April 1970 entstanden. Acht Tage nach seinem letzten Brief, der sich wie ein Abschiedsbrief liest, „*Ich schreibe Dir diese Zeilen in Dankbarkeit, Ilana. [...] Du weißt, was meine Gedichte sind – lies sie, das spüre ich dann. Paul*“, verschwindet Celan. Zehn Tage später, am 1. Mai 1970, wird sein Leichnam aus der Seine geborgen.

Die Bekanntschaft, die durch die kurze Begegnung in Paris wiederbelebt wurde, gewann deutlich an Intensität durch Celans Besuch in Israel im Herbst 1969. „*Daß Jerusalem eine Wende, eine Zäsur sein würde in meinem Leben – das wußte ich*“, bekennt Celan nach seiner Rückkehr. Der Besuch im Judenland, wie er Israel nannte, brachte ihm Land und Leute näher, machte ihm aber gleichzeitig klar, daß er als deutscher Dichter dort keinen Platz finden würde. In seinen Briefen bezeugt Celan immer wieder, daß sein „[...] Denken an Israel auch ein Bangen um Israel ist“ (27). Aufmerksam verfolgt er die Nachrichten, ist von den antiisraelischen Kampagnen beun-

ruhigt, erkennt früh die antiisraelischen Ressentiments unten den Linken, auch der Intellektuellen. Mit Bestürzung spricht er über den (jüdischen) deutschen Dichter Erich Fried, „ein niedriger Israel-Gegner“, der angeblich sogar „in neonazistischen Kreisen Anklang gefunden“ habe (105). Celan interessiert sich für die Dichtung Israels, ist jedoch von dem Gedicht Amir Gilboas, das Shmueli ihm im Original mit ihrer Übersetzung zukommen läßt, nicht beeindruckt. Interessanter findet er Jehuda Amichai.

Jerusalem ist „eine Zäsur“ in seinem Leben, nicht nur in bezug auf Israel, sondern auch in seiner Beziehung zu Ilana, denn „[...] *ich wußte nicht, daß ich dort beschenkt werden sollte mit Dir*“ (14). Versucht man die Dramaturgie des Briefwechsels in musikalischen Termini zu beschreiben, so könnte man von einem Crescendo der Erwartung sprechen, das mit dem Besuch Shmuelis in Paris über die Weihnachtszeit 1969 seinen Höhepunkt erreicht, dann als Decrescendo ausklingt. Aus den Briefen Shmuelis entsteht das Bild einer Frau, die aus der Bahn geworfen wurde, ihren Alltag und ihr Familienleben in Schach zu halten versucht, dabei ihre Sehnsucht nicht verbergen kann. Der tägliche Gang zum Postfach und die Hoffnung, dort einen Brief Celans zu finden, wird zu einem Ritual der Sehnsucht. Sie sorgt sich um seine Gesundheit, um seine (Ver-)Stimmungen, versucht ihm Mut zuzusprechen, ihm in „Regentagen“ brieflich Kraft zu vermitteln. Sensibel und weise müht sie sich, ihn mit ihrer Liebe nicht zu bedrängen. Ihre Briefe sollen ihn „nicht binden“ (19), zweifelnd, „ob es nicht zuviel ist für Dich“ (52). Das Wort „Liebe“ kommt nur einmal vor, und zwar nach dem Besuch in Paris, bei dem sie seine „Einsamkeiten und Verzweiflungen“ (78) hautnah erlebt hatte, nachdem ihr klar wurde, daß ihre Hoffnung, ihm „Halt und Richtung“ zu geben, eine Illusion ist. „*Es ist Liebe, Paul, ich kann es sogar beim Namen nennen [...]*“ (100). Wenngleich Shmueli in ihrem Nachwort nicht von Liebe spricht, die Verwirrung der Gefühle ist in ihren Briefen unverkennbar.

Celans Briefe, knapp, scheinbar selbstbeherrscht, sind bewegende Seelenbilder. Die Kraft, die er aus dem Besuch in Jerusalem zu schöpfen meinte, schwindet allmählich. „*Deine guten Briefe, Ilana: wenn sie kommen, heben sie mich aus mir heraus, in ein wirkliches Stück Welt – das mich allerdings dann wieder entläßt, zurück ins Unerträgliche*“ (81 f.). Shmueli erkennt, daß Celan in ihr „die Tochter Zions“ suchte, ihre Einsamkeit in der jüdischen Heimat aber nicht wahrzunehmen (ver-)mochte. „*Ich glaube, ich kann kein ‚Wir-Begriff‘ sein – ich glaube, ich will es auch nicht*“ (112), schreibt sie in einem der letzten Briefe.

Mit den Briefen schickt Celan ihr seine Gedichte, 26 insgesamt, die auch im Buch abgedruckt sind. Sie reagiert nicht explizit, bewertet sie nicht, aber seine Bilder und Wortschöpfungen werden Teil ihres Vokabulars, z. B. die Anspielung auf das Gedicht „Die Welt“: „Sag was Du willst – von mir – ob Du willst von mir? Mir Frau – mir Kahlgeschorenen?“ (102). In Celans letzten Briefen schwindet die Hoffnung. Er schreibt über betrübende antisemitische Vorfälle, die Sorge um seinen Sohn, über den „Widerstand“ bei seinen Zuhörern und das Gefühl, als Dichter mißverstanden zu sein. „Es bleibt: das Alleinsein.“ Zwei Wochen später setzte er seinem Leben ein Ende.

Anat Feinberg, Stuttgart

Nanda van der Zee, **„Um Schlimmeres zu verhindern ...“** Die Ermordung der niederländischen Juden: Kollaboration und Widerstand. Aus dem Niederländischen von Bram Opstelten. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1999. 344 Seiten.

Mythen haben ein langes Leben. Den Mythos, daß die Niederländer sich während der deutschen Besatzung 1940-45 heldenhaft, aufopferungswillig und judenfreundlich benommen haben, hat Nanda van der Zee, leider zu Recht, als ein grausames Märchen enthüllt. Der Flucht von Königin Wilhelmina und des Kabinetts nach England, schon in den ersten Tagen nach dem deutschen Überfall, widmet sie ein ganzes Kapitel. Dieses Kapitel ist der Schlüssel zum Verstehen der finsternen Zeit. Natürlich gab es viele, die sich schützend und unter Einsatz des eigenen Lebens – und das ihrer Familienangehörigen – für die jüdischen Mitbürger eingesetzt haben. Aber die Gruppe der Lauen, der Halbherzigen und Opportunisten war unendlich viel größer. Sogar noch nach der Befreiung regierte der Kompromiß – vor allem in der Beamtenhierarchie. Durch die Flucht der Königin und der Regierung blieb das Land ohne Obrigkeit im Sinne von Römer 13 zurück. Die deutschen Besatzer nützten diese Situation schamlos aus und hatten ein leichtes Spiel, ihre neuen Staatsstrukturen als gesetzmäßig zu erklären. Die teils sehr bibeltreuen Reformierten Christen standen vor der Wahl, entweder die nationalsozialistischen Besatzer anzuerkennen oder ihre Bibeltreue zu verleugnen. Daß gerade aus dieser Gruppe doch noch viele Widerstand geleistet haben und jetzt in der Allee der Bäume in Yad Vashem geehrt werden, kann nur als ein Sieg ihres persönlichen Gewissens gewertet werden. Das Totalbild ist beschämend: *„In den Niederlanden hat man die Juden be-*